

## Gespräch mit Jewgeni Wodolaskin

# „Worte, die zu Kugeln werden“

Der russische Schriftsteller war zu Gast auf dem „19<sup>e</sup> Salon du Livre et des Cultures“

Interview: Inna Ganschow

Jewgeni Wodolaskin erhielt 2013 den wichtigsten russischen Literaturpreis „Bolschoja kniga“ für sein Buch „Lawr“ (Laurus in der deutschen Übersetzung). Sein neuester Roman „Brisbane“ ist nominiert. Wodolaskin wurde 1964 in Kiew geboren. Er studierte Literaturwissenschaften, mit dem Schwerpunkt altrussische Literatur. Seit 2000 arbeitet er am Institut für Russische Literatur in Sankt-Petersburg.

■ Der Protagonist Ihres neuen Romans „Brisbane“, Gleb, beschäftigt sich mit der Mehrstimmigkeit. Seine Identität wirkt ebenfalls „polyfon“ – er ist Russe und Ukrainer zugleich. Haben Sie sich selbst als Vorlage für diese Figur genommen? Klingt die ukrainische und die russische Identität in Ihnen zusammen, wie in Gleb, dem Musiker?

Gleb habe ich eigentlich erfunden, aber es stimmt, der Schriftsteller kleidet seine Helden in eigene Kleider. Ich nehme zwar Fakten aus meiner Biografie, aber der Protagonist in meinem Buch hat sein eigenes Leben. Es kommt vor, dass ich nicht mag, was er macht. Wie auch immer – die Emotionen und Beziehungen können wir aus unseren eigenen Erfahrungen nehmen, denn sie sind das einzige, was der Autor kennt. Darüber hinaus hat er ja keine Ahnung, wie die anderen Menschen etwas empfinden. Aber die Kombination und die Zusammensetzung der Fakten, Emotionen und Beziehungen wird neu sein. Der Protagonist wächst aus mir heraus wie ein Baum, mit der Krone offen zur Welt.

■ Wo sind Ihre Wurzeln?

Meine Wurzeln liegen in der russischen Kultur, aber ich kenne die uk-

rainische auch sehr gut. Mein Urgroßvater, Direktor eines Sankt-Petersburger Gymnasiums, war 1918 ein Freiwilliger in der Weißen Armee, im Bürgerkrieg floh er in die Ukraine. Ich bin die erste Generation, die nach Sankt-Petersburg zurückgekehrt ist. Meine Eltern haben mich in Kiew in die ukrainisch-sprachige Schule geschickt, denn sie waren der Meinung, dass man die lokale Sprache kennen müsse und sich nicht eingebildet verhalten sollte. Mit 16 Jahren war ich bilingual. Ich kenne die ukrainische klassische Literatur sehr gut, die zeitgenössische weniger gut, weil der Zugang nicht so leicht ist.

■ In der Ukraine geboren und dort aufgewachsen zu sein, die Sprache zu sprechen, hat Sie nicht zum Ukrainer gemacht?

Man hat in der Sowjetzeit Ukrainer und Russen nicht als etwas Gegensätzliches gesehen. In Kiew hat man überall Russisch gesprochen. In meiner ukrainischen Schule gab es nur zwei Arten von Schülern, die kein Russisch sprachen – die Kinder von ukrainischen Schriftstellern, sozusagen den Wächtern der Sprache, und Kinder vom Land, die dort nicht mit der russischen Sprache konfrontiert waren.

■ Wie empfinden Sie den Konflikt zwischen der Ukraine und Russland heute? Ist es schmerhaft zu sehen, was die beiden Länder über die Medien verbreiten?

Wissen Sie, in den Medien läuft auf beiden Seiten ein Informationskrieg, das stimmt. Aber als letztes Jahr meine Mutter im Sterben lag und ich in der Ukraine viele damit verbundene Probleme lösen musste – erst mit den Ärzten und Krankenschwestern, später mit dem Beerdigungsdienst, hat niemand Feindseligkeit in Bezug auf Russland artikuliert, und viele hatten gar keine Ahnung, dass ich aus Russland komme. Medien und Propaganda sind von den Menschen und ihren Denkweisen weit entfernt. Erfahrungsgemäß ist es im Gegenteil sogar so, dass etwas umso attraktiver wird, je mehr man es verteufelt. So war in der Sowjetunion der Westen anziehend.

■ Ihr Protagonist unterscheidet keine Russen und Ukrainer und

meint, dass er diese Völker nicht auseinanderhalten könne. Stimmen Sie ihm zu?

Ich persönlich meine damit die Einheit dieser Völker im Sinne einer Verbindung von Unterschiedlichem. Ukrainer sind Menschen mit einer sehr schönen Sprache, die ich spreche und schätze. Es sind Menschen mit einer Kultur, die nicht mit der russischen deckungsgleich ist. Mein Protagonist hat seinen Nachnamen von Gogol (Nikolai Wassiljewitsch Gogol-Janowskij), der selbst ein Ukrainer war und auf die ukrainische Kultur großen Wert legte, dabei jedoch nichts gegen das russische Imperium hatte. Er ging von einer russischen Zivilisation aus, in der die ukrainische Kultur nicht aufgelöst ist, sondern zu der sie hinzugefügt wird.

■ Setzen Sie hier die „Gogolsche Linie“ fort?

Ja, gewissermaßen schon. Ich sehe eine Zivilisation, in der die Ukrainer und die Russen gleichgestellt coexistieren. Ich würde wiederum das Bild des Baums benutzen, der gemeinsame Wurzeln hat und Zweige, die auseinandergehen. Es spaltet sich nicht ein Zweig vom Stamm ab, sondern gleich zwei. Das erscheint mir ein gutes Modell davon, wie es sein sollte. Die Russen sollten nicht versuchen, den großen Bruder zu geben. Die Rolle des großen Bruders der kleineren Völker zu spielen kostet viel Kraft und ist finanziell und zeitlich aufwendig. Ukrainer und Russen haben eine lange gemeinsame Geschichte. Im alten Russland griffen die Fürstentümer bei Konflikten auf polnische oder tatarische Unterstützung zurück. Als Spezialist fürs Mittelalter kann ich Ihnen sagen, dass dies immer sehr schnell vergessen wurde und die Wunden auch schnell geheilt sind.

■ Sehen Sie sich als Schriftsteller in einer heilenden Funktion?

Ich versuche, im Krieg der Worte zwischen der Ukraine und Russland, zwischen Ost und West, die Worte, die zu Kugeln werden, zu entschärfen, um eine reale Schießerei nicht zuzulassen. Sobald man anfängt zu streiten, arbeitet man zu Gunsten der Spirale des Bösen.

■ Als Wissenschaftler haben Sie leicht reden – die Diskussion auf hohem Niveau mit Intellektuellen kann eigentlich nicht gefährlich werden.

Ja, als Wissenschaftler habe ich Erfahrung mit Diskussionen und kann versichern, dass nicht jede Aussage nach einer Reaktion verlangt. Wenn man nicht einverstanden ist, braucht man nicht sofort zu protestieren. Man kann die eigene Meinung ruhig äußern, ohne dass es nach einer Ablehnung der Meinung des anderen aussieht. Sagen und sein lassen, das genügt.

■ Sie propagieren den Monolog als Kommunikationsform. Was macht man aber, wenn man im Zugzwang des Dialogs steckt?

Monolog ist auch ein Dialog, nur auf einem höheren Niveau. Eigentlich entsteht der Streit nur dann, wenn man im Dialog aufeinander reagiert, in die Details geht und sich an Kleinigkeiten festbeißt, so dass man aus dem Schlamassel nicht mehr herauskommt. Ich fordere die Menschen auf, monologisch zu sprechen, wobei man sich einen Zuhörer vorstellen soll, aber nicht unbedingt einen, der mit einem nicht einverstanden ist. Jeder darf mit jedem nicht einverstanden sein, Kritik ausüben und etwas nicht gut finden. Das kann man so stehen lassen. Abgesehen von offenen Lügen, die muss man berichtigen.

■ Was denken Sie über die Lage der zeitgenössischen Literatur in Russland?

Russland hat der Literatur schon immer eine große Rolle zugeteilt. Mit dem Zerfall der Sowjetunion ist diese Rolle für eine Weile verschwunden. Die Literatur hatte weder einen Auftrag noch Platz in der Gesellschaft. Sie arbeitet langfristig, ist schlecht manövriert, schlecht zu instrumentalisieren. Anders als die Publizistik, die sofort reagiert. Ich vergleiche die Publizistik mit einem Thermometer, die Literatur jedoch mit der Diagnostik. Nach Diagnosen gab es lange keine Nachfrage, sie kam erst wieder in den 2010ern, als die russische Gesellschaft wieder eine Struktur hatte. Literatur gewinnt wieder an Gewicht, Einfluss und Prestige. Vom Schriftsteller erwartet man wieder eine Aussage.



Jewgeni Wodolaskin auf der Büchermesse in Luxemburg.  
(Foto: Chris Karaba)